

SÜDKURIER

Kultur

Wer den Ball hat, hat die Macht

11.06.2014

Von **Josef Tutsch**



Die Politik sonnt sich nur allzu gern im Ruhm der Kicker. Daran hat sich von den Maya bis heute wenig geändert

„Sieg oder Tod!“, war 1974 in der Weltpresse zu lesen, habe der Präsident irgendeines jungen afrikanischen Staates seiner Nationalmannschaft damals zur Fußball-Weltmeisterschaft telegraphiert. Die Geschichte ist vielleicht böswillig erfunden, zeigt aber zutreffend: Fußball ist nicht eine reine Spielwelt jenseits aller „realen“ Interessen; Erfolge im scheinbar bloß spielerischen Umgang mit dem Ball können sogar zum staatstragenden Prozess des „nation building“ beitragen – zum Glück nicht immer derart zur Karikatur verzerrt wie in dieser Anekdote.

Im Vorfeld der morgen in Brasilien beginnenden Fußball-Weltmeisterschaft hat sich eine Gruppe von Soziologen und Ethnologen an der Universität Bonn zu Arbeiten zum Komplex Fußball und Politik, Fußball und Gesellschaft zusammengetan; die Beiträge sind jetzt als Sammelband erschienen. Wann und in welchem Land mag der Brauch aufgekommen sein, dass zwei Dörfer mit einem Ball gegeneinander antraten, wie es etwa aus dem England des 19. Jahrhunderts belegt ist? „Der Kampf um den Ballbesitz ist gewalttätig“, ist in einem Bericht aus der Stadt Derby 1829 zu lesen, „gebrochene Schienbeine, Schädelbrüche, zerrissene Jacken und verlorene Hüte gehören noch zu den geringeren Unfällen dieses fürchterlichen Wettkampfes.“

Die soziale Funktion solcher Raufereien ist offenkundig: Das Identitätsgefühl in den streitenden Dorfgemeinschaften wurde befestigt, und die Konflikte zwischen diesen Gemeinschaften

liefen mit diesem „Spiel“ weniger gewalttätig ab, als man sonst hätte befürchten müssen.

Mitte des 19. Jahrhunderts kam in den Public Schools von Eton und Cambridge das Bedürfnis auf, diese Auseinandersetzungen zu „zivilisieren“ nach dem Vorbild des vornehmen „calcio“-Spiels in der italienischen Renaissance. Mitentscheidend, so der Bonner Kulturanthropologe Philipp Dezort, war die Festlegung einer gleichen Teilnehmerzahl auf beiden Seiten.

In den folgenden Jahrzehnten drang dieses neue Fußballspiel nach Regeln rasch in die unteren Bevölkerungsschichten vor, in Deutschland, berichtet der Kölner Sportsoziologe Oliver Fürtjes, sogar mit solcher Gründlichkeit, dass der Fußballsport bis heute im Ruf steht, er sei „eigentlich“ eher ein Freizeitvergnügen der „unteren proletarischen Schichten“. Dieser Ruf sei nicht ganz zutreffend, meint Fürtjes: Bereits in den 1920er-Jahren sei Fußball ein „schichtenübergreifendes Massenphänomen“ gewesen.

Und früher, als man vielleicht glauben möchte, wurde – jedenfalls auf der Zuschauerseite – der Fußball auch zu einem geschlechterübergreifenden Phänomen. 1954 gaben mehr als 18 Prozent aller Frauen an, regelmäßig Fußballfachmagazine zu lesen. Fachmagazine zu Männerfußball, wohlgernekt. Wenn „Fußball“ gesagt wird, handelt es sich auch heute noch wie selbstverständlich um Männer-Fußball, stellt die Salzburger Soziologin Simone Schöndorfer fest, Frauen-Fußball muss eigens gekennzeichnet werden. In der Berichterstattung über Frauen-Fußball wird der Akzent gern vom Sportlichen auf das Sexuelle verlagert. Schöndorfer zitiert einen Artikel aus „Bild“: „Die Attraktivität liegt nicht im Spiel, sondern im Aussehen einiger Mädels.“

Mehr am Rande befasste sich die Tagung mit der seit einigen Jahren aufgekommenen Sitte (oder Unsitte), dass Politiker die Fußballer gleich nach dem Spiel in der Umkleidekabine und beinahe unter der Dusche aufsuchen. Die Motive liegen auf der Hand: „Die Politik sonnt sich nur allzu gern im Ruhm der Fußballhelden“, schreibt der Sportjournalist Andreas Rüttenauer. Diese Instrumentalisierung funktioniert allerdings beidseitig. Seit 2012 wird in Dortmund das Museum des Deutschen Fußball-Bundes gebaut. Für eventuelle Verluste des Museums wird die Stadt haften; sie habe sich, so Rüttenauer, „von der Macht des Fußballs geblendet, erpressen lassen“.

Erfolge im Fußball bilden – in Deutschland wie in vielen anderen Ländern – einen wichtigen Faktor des nationalen Selbstbewusstseins.

1954 brachte der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland das Gefühl hervor „Wir sind wieder wer!“ In den folgenden Jahren konnte der Sport aufgrund des „Wirtschaftswunders“ ein wenig in den Hintergrund treten, anders dagegen in der DDR – „D-Mark und Goldmedaillen bilden den Kern des deutschen Nationalbewusstseins“, hat der Historiker Rudolf von Thadden einmal sarkastisch festgestellt.

Alles beherrschend ist die Macht des Sports und des Fußballs eben doch nicht, das zeigen auch die jüngsten Volksentscheide in deutschen Städten gegen Olympia oder die brasilianischen Proteste gegen den finanziellen Aufwand bei der Weltmeisterschaft. Wie stand es um die soziale und politische Funktion eines anderen Ballspiels in einer Gesellschaft, die weder moderne Massenmedien noch demokratische Wahlen kannte, fragt der Altamerikanist Nikolai Grube. Als die Spanier Mexiko und Mittelamerika eroberten, fanden sie bei Azteken und Maya und einigen anderen Völkern ein Spiel mit dem Ball vor.

Anscheinend traten zwei Mannschaften mit jeweils zwei oder drei Spielern gegeneinander an, die den Ball bloß mit Ellenbogen, Hüften und Knien schlagen durften, also nicht mit Händen und Füßen. In der Frage, was dabei als Erfolg oder Fehler gewertet wurde, widersprechen sich die Berichte. Der Franziskanermönch Toribio de Benavente Motolinia meinte, man habe den Ball durch Ringe spielen müssen, die an den Längsseiten der Spielplätze angebracht waren; der Dominikanermönch Diego Durán schrieb, der Ball habe nicht zu Boden fallen dürfen.

Grube vermutet, dass die Bälle im Vergleich mit „unserem“ Fußball ziemlich groß und auch sehr schwer waren. Schon dieser Umstand führte dazu, „dass sich Ballspieler schwer verletzen konnten“. „Vieles spricht dafür, dass das Ballspiel tatsächlich ein Spiel auf Leben und Tod war.“ Für die Maya unterstellt Grube, dass im Ballspiel ein Mythos von Tod und Wiedergeburt quasi nachgespielt wurde. Über den doch entscheidenden Umstand, dass der eine oder andere Mitspieler dabei zu Tode kam, sah man offenbar hinweg.

Eine Metapher für die Lebensgrundlage der Gemeinschaft, meint Grube. Das soziale und politische System legitimierte in diesen blutigen Spielen sich selbst; vom Standpunkt der Könige her betrachtet, waren es „Events“, in denen sie ihren Herrschaftsanspruch immer erneut bekräftigen konnten.